

Piers Torday
Die Große Wildnis





DER AUTOR

Piers Torday stammt ursprünglich aus Northumberland. Er begann seine Karriere als Autor am Theater und für Live-Comedy-Shows. Zuletzt schrieb er fürs Fernsehen und entwickelte dort Programmideen. Piers' Vater ist der berühmte Autor Paul Torday (*Lachsfischen im Yemen*).

»Die Große Wildnis« ist Piers' erster Roman. Für »Der Aufstand der Tiere«, die Fortsetzung der Geschichte, wurde er mit dem »Guardian Children's Fiction Prize« ausgezeichnet.

PIERS TORDAY

DIE GROSSE WILDNIS

Aus dem Englischen von
Petra Koob-Pawis





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Pamo House liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch April 2015
© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
© 2013 Piers Torday

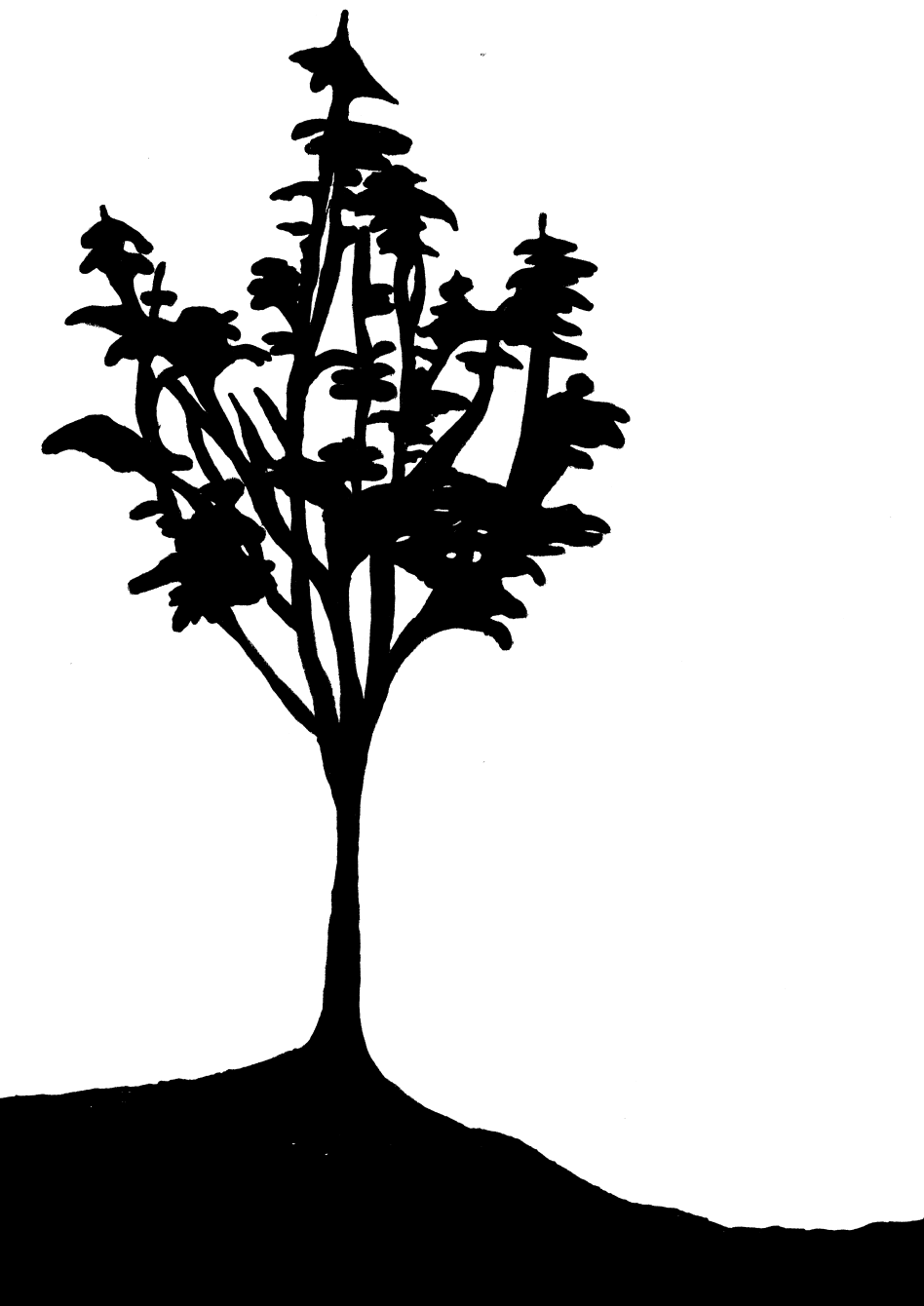
Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »The Last Wild«
bei Quercus, UK

Übersetzung: Petra Koob-Pawis
Umschlagillustration: © Thomas Flintham
Umschlaggestaltung: Zeichenpool, München

CK · Herstellung: wei
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-22526-4
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für meine Eltern



Teil I
Mentorium





Kapitel 1

Meine Geschichte beginnt damit, dass ich auf dem Bett sitze und durchs Fenster sehe.

Ich weiß, das hört sich nicht gerade vielversprechend an. Aber dazu muss man wissen, wo sich das Bett befindet und welchen Blick ich aus dem Fenster habe. Das Bett steht nämlich in der Ecke eines Raums, der gerade groß genug für das Bett ist, und das Bett wiederum ist gerade groß genug für einen Jungen meines Alters.

(12 – demnächst 13 – und ziemlich dünn.)

Das Fenster nimmt die ganze Wand ein und ist aus speziell getöntem Glas, damit eine gleichbleibende Raumtemperatur herrscht. Das Zimmer ist verriegelt und lässt sich nur mit einer elektronischen Schlüsselkarte von außen öffnen. Würde man die Tür aufmachen, befände man sich in einem langen Gang, in dem absolut nichts ist außer den Überwachungskameras an der Decke und einem dicken Mann in purpurroter Jacke und Hose, der

auf einem Stuhl gegenüber der Tür sitzt – und höchstwahrscheinlich schläft.

Dieser dicke Mann ist ein *Aufseher*. Davon gibt es hier sehr viele. Aber er ist, soweit ich weiß, von allen der dickste.

Der Gang mit den Kameras und dem dicken Aufseher befindet sich im siebten Stock eines Gebäudes, das wie ein großer kieloben liegender Kreuzer aus Glas und Metall aussieht. Egal wo man hinsieht, überall sind Spiegelungen – von dir selbst, von anderen, von den Sturmwolken.

Das geschwungene Glasgebäude steht auf einer sehr hohen Klippe, meilenweit nichts als Gras und Erde, dazu Felsbrocken und tief unten das Meer. Die Klippen wiederum befinden sich im Norden der Insel, mitten in der Quarantäne-Zone, weit weg von der Stadt und meinem Zuhause.

Der Name des Gebäudes ist *Mentorium*.

Genauer gesagt: *Mentorium*, Anstalt für verhaltensauffällige Kinder.

Im Grunde genommen ist es nichts anderes als eine große Schule. Nur dass es die langweiligste Schule der Welt ist und man ihr um keinen Preis entkommen kann.

Was es mit dem Blick aus dem Fenster auf sich hat?

Draußen sind das Meer und der Himmel und die Felsen, das weiß ich. Aber ich sehe davon nichts, denn das schimmernde Deckenlicht spiegelt sich im Glas und tanzt vor meinen Augen. Wenn ich hinaus in den dunk-

len Himmel blicke, sehe ich nur mein eigenes Spiegelbild. Das und ein graues Ungeziefer, das in der Zimmerecke flattert. Man nennt es »Motte«, es hat Fühler und getupfte graue Flügel. Ich will es verscheuchen – mit dem Ergebnis, dass es nun das Deckenlicht umkreist.

Ich versuche, das flirrende Geräusch über mir zu ignorieren, und setze meine Übungen fort. »Bett«, »Stuhl« (einer; am Boden festmontiert), »Fenster«, »meine Uhr« – es gibt so viele Wörter, die man üben kann. Natürlich weiß ich genau, was die Wörter bedeuten. Ich weiß auch, wie man sie schreibt. Ich kann sie nur nicht aussprechen. Ich bin genauso wenig in der Lage, sie auszusprechen wie die Motte.

Nicht seit meine Mutter gestorben ist.

Bei dem Gedanken werfe ich einen Blick auf meine Uhr. Die große grüne Digitaluhr, die sie mir gegeben hat. Ihr letztes Geschenk an mich. Meine Lieblingserinnerung an sie. Pa fand die Uhr so chic, dass er sie mir sogar einmal weggenommen hat und ich ihn zwingen musste, sie mir zurückzugeben.

Ich bin froh, dass ich sie noch habe – persönlicher Besitz ist hier eigentlich nicht erlaubt –, aber ich habe um mich getreten und gebissen, als sie sie mir wegnehmen wollten. Ich drücke auf die Uhr und hole mir ein Foto auf die Anzeige.

Es ist an einem Sommernachmittag aufgenommen und zeigt den Garten hinter unserem Haus in der Stadt. Man sieht die rückwärtige Gartenmauer und dahinter das

Wasser der Ams im Sonnenschein glitzern und auf der anderen Seite des Flusses in weiter Ferne eine Skyline aus gläsernen Hochhaustürmen.

Premia.

Stadt im Süden und Hauptstadt der Insel. Als die restliche Welt zu heiß wurde und unter der glühenden Sonne barst, flüchteten die Menschen zu Hunderten und Tausenden auf diese kalte graue Insel. Wenn es hier doch auch ab und zu einmal heiß wäre! Ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir je schönes Wetter gehabt hätten. Dieses Bild zeigt mir mein Zuhause, dort, wo Pa ist – und wohin ich ganz sicher eines Tages zurückkehren werde.

Im Augenblick jedoch interessiert mich vor allem die Person im Garten.

Es ist meine Ma, Laura – bevor sie krank wurde. Sie hat langes, lockiges Haar, dessen Farbe an nagelneue schimmernde Kupfermünzen erinnert. Sie steht in unserem Garten und lacht über etwas, das Pa oder ich gerade gesagt haben.

Früher konnte ich ganz normal sprechen, so wie alle anderen auch. Ma und ich haben ziemlich viel miteinander geredet, Pa und ich nur ein bisschen. Jetzt ist es so, als müsste ich die schwierigste Sprache der Welt wieder neu erlernen. Ich weiß zwar, dass ich es eigentlich kann, aber sobald ich den Mund aufmache – passiert nichts. Je mehr ich mich anstrengende, desto schwerer wird es.

Man hat versucht, mich wieder zum Sprechen zu bewegen, und Doktor Fredericks probiert seine Tests an mir aus, aber es nützt alles nichts. Wenn ich dann ganz rot im Gesicht werde, starren mich alle so komisch an, und manchmal lachen sie und überlegen sich selbst die Antworten, die ich ihnen auf ihre Fragen geben könnte.

Nein danke, da würde ich mich lieber mit irgendwelchem Viehzeug unterhalten. Davon gibt es hier nämlich jede Menge. Flatternde Motten, die das Licht umkreisen, so wie gerade jetzt, Spinnen, die in Ecken lauern, oder Kakerlaken, die zwischen den Abfalltonnen herumkrabbeln. Die vielen unnützen Insekten und Schädlinge, denen die Rote Pest nichts anhaben konnte, sind uns meistens nicht einmal einen Namen wert, sie sind Ungeziefer, mehr nicht.

Aber ich habe mich bei meinen Sprechversuchen manchmal an sie gewandt. Eigentlich sollen wir ja einen großen Bogen um sie machen – dabei weiß doch jeder, dass sie die Einzigen sind, die das Virus nicht kriegen können. Ich habe niemandem etwas von dem Flattervieh in meinem Zimmer erzählt. Mir gefällt es, meine Sprechübungen zu machen, während es hin- und hersurrt. Natürlich antwortet es mir nicht. Aber es lacht auch nicht und starrt mich nicht an. Ich kann also so tun, als würde es mir zuhören.

Das tue ich sehr oft.

Also gut, Ungeziefer*, spreche ich in Gedanken, *mal sehen, ob du herausfindest, was ich diesmal sage.

Ich bin gerade wieder einmal dabei, »B-E-T-T« zu sagen oder zumindest ein »B« oder auch nur einen Laut von mir zu geben, der wie ein »B« klingt, als der runde Deckenlautsprecher dröhnend zum Leben erwacht. Das Ungeziefer flattert verärgert davon, es kann das genauso wenig leiden wie ich.

»Ein Rundruf an alle, äh, Schüler. Eure erste Mahlzeit des Tages wird in Kürze im, äh, Hof serviert. Und zwar in genau zehn M-Minuten.«

Ein Klappern ist zu hören, als das Mikrofon zurückgestellt wird, und dann ein Summen, weil der Sprecher vergessen hat, es auszuschalten. Eine Minute lang hört man seinen schweren Atem, ehe er darauf aufmerksam wird und das Mikrofon abschaltet.

Doktor Fredericks, der Direktor.

Er kann sich so viele Titel verleihen, wie er will, er ist und bleibt ein hässlicher Mann in einem weißen Kittel, der seine spärlichen Haare über die Glatze kämmt und dessen Atem nach Süßigkeiten riecht. Am Tag nach meiner Ankunft – nachdem sie mich mitten in der Nacht zu Hause abgeholt hatten – musste ich zusammen mit den anderen Kindern im Hof warten, während er hinter einem Pult stand, seine Ansprache von einem Bildschirm ablas und seine Jacke im Luftzug der Klimaanlage flatterte.

»Seid begrüßt, ähm, Jungs und, äh, Mädchen. Willkommen in Men-äh-torium. Eure Eltern haben euch hierhergeschickt, weil sie euch, ähm, vergessen wollen.

Eure Schule, äh, ist nicht länger gewillt, euch zu dulden, und hat uns daher um Hilfe gebeten. Weil wir eine spezielle Einrichtung sind, die sich mit speziellen F-Fällen wie euch beschäftigt. Ich werde euch jetzt verraten, was euch, ähm, hier erwartet.« Seine Lautsprecherworte hallten zwischen den Wänden. »Dreht euch um und schaut aufs Meer hinaus. Man sagt, es sei das schmutzigste und verseuchteste Meer der Welt.«

Er starrte durch seine panzerglasdicke Brille auf uns herab und schnippte eine lose Strähne seines fettigen Haares weg, während wir durch die Glaswände hinaus auf die Wellen sahen, die gegen die Klippen brandeten und sich an den Felsen brachen.

Ich weigerte mich zu glauben, dass Pa mich vergessen wollte.

Und auch jetzt, sechs Jahre danach, glaube ich es immer noch nicht.

»Es gibt zwei, äh, Wege, um von hier wegzukommen. Durch unser Eingangstor, als wertvolle und tüchtige Mitglieder unserer Gesellschaft. Oder über diese verfluchten K-Klippen hinunter in das, ähm, Meer. Entweder ihr lernt, euer Verhalten zu verändern, oder ihr lernt verdammt noch mal, äh, zu tauchen!«

Bisher habe ich weder das eine noch das andere gelernt.

Ich ziehe meine Trainingshose an, schlüpfe in meine Turnschuhe und lege meine Armbanduhr an. Ein lautes Piepsen ertönt, und das Licht an der Tür leuchtet zuerst

rot, dann orange und schließlich grün, ehe sie mit einem Zischen zur Seite gleitet. Der dicke Mann, der normalerweise draußen auf dem Plastikstuhl sitzt, steht jetzt in seinem zerknitterten purpurroten Anzug vor mir. Die Schlüsselkarte für meine Tür baumelt an einem Lederbändchen an seinem Handgelenk.

»Beeilung, Jaynes«, brummt er und kratzt sich das behaarte Kinn. »Ich hab schließlich nicht den ganzen Tag Zeit.«

Das ist ja auch kein Wunder, denke ich, wenn man stundenlang auf seinem Hintern hockt und vor sich hin pennt. Das ist einer der Vorteile, wenn man nicht sprechen kann – man kriegt nie Ärger wegen einer frechen Bemerkung. Ich gehe hinaus und warte.

Von beiden Seiten des Gangs ertönt das Piepsen und eine Tür nach der anderen gleitet zur Seite. Nacheinander kommen die anderen Bewohner von Korridor 7 heraus, Jungs und Mädchen in meinem Alter, alle tragen Trainingshosen und Turnschuhe, so wie ich, und alle haben ungekämmte Haare und ausdruckslose Gesichter. Wir sehen einander an und dann deutet der Aufseher schweigend zum anderen Ende des Gangs.

Als wir an ihm vorbeigehen, hinein in den schon auf uns wartenden Lift, spüre ich, wie sich sein Blick in meinen Rücken bohrt.

Auf dem Hof herrscht ein solcher Lärm, dass mein Kopf dröhnt. Am lautesten geht es in der Warteschlange vor der Theke zu, wo sich auf dem blank polierten Tre-

sen die Töpfe reihen. Metalltöpfe, gefüllt mit einer pinkfarbenen Pampe, die von Frauen mit grauen Haaren und noch graueren Gesichtern ausgeteilt wird. Und alle tragen purpurrote Kittel mit einem großen F vorne drauf.

F für Facto. Weltgrößter Lebensmittelkonzern. Besser gesagt, der einzige Lebensmittelkonzern, seit die Rote Pest alle Tiere dahingerafft hat. Deshalb haben sie *Formula* entwickelt – damit die Menschen auch weiterhin etwas zu essen haben. Und seitdem hat Facto einfach überall die Finger drin. Anfangs hatte die Regierung die Firma beauftragt, etwas gegen die Rote Pest zu unternehmen, und am Ende hatte die Firma die Regierung übernommen. Das ganze Land ist jetzt unter ihrer Kontrolle, von den Krankenhäusern bis zu den Schulen. Diese hier eingeschlossen. Wieso eine Firma, die professionell Lebensmittel herstellt und infizierte Tiere vernichtet, dazu geeignet ist, Schulen zu verwalten, ist mir ein Rätsel. Doch das Erste, was man lernt, wenn man auf eine Facto-Schule geht, ist: Facto duldet keinen Widerspruch.

»Was für eine Geschmacksrichtung gibt es heute?«, ruft Winkewinke-Jay, der es irgendwie geschafft hat, ganz vorne in der Reihe zu stehen. Dabei fuchtel er mit seiner Plastikschüssel herum. Er steht immer ganz vorne in der Warteschlange und winkt. Daher der Spitzname. Wie er wirklich heißt, weiß ich gar nicht.

Hinter ihm steht die Breite Brenda, ein dickes Mädchen mit Zöpfen, das in einem extra verstärkten Bett schläft. Sie ist hier, weil sie so viel futtert, dass sie ihre

Ma und ihren Pa sogar um Haus und Hof gebracht hat. Irgendwann war sie so dick, dass ihre Eltern sie nicht länger versorgen konnten. Dann ist da noch der blasse Junge mit den dunklen Augenringen – Tony, der Klepto. Er ist bekannt dafür, dass er Lebensmitteldosen mitgehen lässt und überhaupt alles, was ihm in die Finger kommt. Er würde sogar seine eigene Großmutter beklaunen, wenn sie noch lebte. Momentan ist er damit beschäftigt, heimlich Ohrstöpsel aus der Tasche von Zündel-Stine zu stibitzen. Zündel-Stine ist hier, weil sie ständig etwas in Brand gesteckt hat, unter anderem auch einen Mann, der auf einer Parkbank schlief. Der kleine Knirps mit den stacheligen Haaren und dem teuflischen Grinsen, mit dem sie gerade spricht, heißt Maze und hat eine Aufmerksamkeitsstörung. Die Art von Störung, die dazu führt, dass man seine eigene Mutter mit einem Messer bedroht und durch die Küche scheucht.

Und ganz am Schluss, ganz am Ende der Reihe, da stehe ich.

Ich kenne ihre Namen. Ich lausche ihren Gesprächen. Ich weiß, warum sie hier sind.

Nur warum *ich* hier bin, das weiß ich nicht.





Kapitel 2

»Hühnchen mit Pommes«, verkündet die graue Frau hinter dem Tresen, die aussieht wie ein Schrankkoffer auf zwei Beinen. Oder ein Koffer mit mächtig behaarten Armen. »Heute gibt es Hühnchen-mit-Pommes-Geschmack.« Sie heißt Rosalie, was sich leider nicht auf Arme reimt, deshalb haben die anderen ein Lied auf ihre Knie gedichtet, obwohl die gar nicht behaart sind. Was Rosalie oder die anderen Frauen sagen – ob »Würstchen mit Kartoffelbrei«, »Schinken mit Ei«, »Pastete mit Erbsen« –, spielt keine Rolle, denn egal, was sie austeilten, es ist immer die gleiche pinkfarbene Pampe, die über den Rand der Schüssel schwappt, und sie schmeckt immer gleich: nach Krabbenchips.

Formul-A, auszusprechen mit einem lang gezogenen Ahhh, wie man uns stets einschärft, auch wenn niemand sich daran hält. Das Zeug heißt Formula und Schluss. Zuerst sind die Tiere, die uns als Nahrung dienten, ver-

schwunden, dann die Bienen und danach das Getreide und die Früchte. Auch das Gemüse war ungenießbar. Deshalb wurde es rationiert und wenig später wurden die Butter löffelweise und die Milch tassenweise abgemessen. Zum Schluss gab es weder frische noch tiefgefrorene Lebensmittel mehr, sondern nur noch Dosen. Öliges Mischmasch aus Fleisch, Fisch oder Gemüse. Dann gab es auch keine Dosen mehr. Die Leute aßen alles, was sie kriegen konnten. Sogar Ungeziefer. Ratten. Kakerlaken.

Eines Tages – da war ich längst hier – gab es plötzlich Formula. Und das war's dann. Normales Essen kam nie mehr auf den Tisch. »Alles andere ist weg«, erklärte uns Rosalie an jenem Tag und hielt den bis an den Rand gefüllten Schöpflöffel in der Hand. »Und das bleibt auch so, also fragt nicht weiter.« Von da an bekamen wir einen Mahlzeitenersatz, der laut Packungsaufschrift den »täglichen Nahrungsbedarf deckt«.

Vorausgesetzt, man mag Chips mit Krabbengeschmack.

»Jaynes! Willst du was zu essen oder lieber 'nen Schlag auf deinen hirnlosen Schädel?«

Die haarige Rosalie drückt mir einen Napf mit pinkfarbenem Formula in die Hand, und ich gehe die Reihe entlang zurück, vorbei an den anderen, die sich gegenseitig schubsen und stoßen. Als ich an der Breiten Brenda vorbeikomme, lächelt sie mich an, und ich bleibe stehen. Bren ist eigentlich ganz okay – sie wird oft gehänselt, weil sie so dick ist, vielleicht lacht sie deshalb nur selten über andere.

»Alles okay, Dumpfkarotte?«, fragt sie und schlingt die Hälfte ihrer Formula-Portion in einem Happen hinunter. Stumm ist gleich dumm, und dazu noch rote Haare. Das fordert ja geradezu zu einem Spitznamen heraus.

Ich zucke nur die Schulter und rühre in meiner Pampe.

Plötzlich taucht direkt vor meiner Nase ein Kopf mit Stachelhaaren auf. Maze grinst mich hämisch an.

»Hallo, Dumpfkarotte. Was gibt's Neues, alte Plaudertasche?«

Ich weiche seinem Blick aus und starre stur auf das pinkfarbene Zeug.

»Es ist so still, findest du nicht auch?«, fragt er.

»Lass ihn in Ruhe«, sagt Bren, den Mund voll mit Hühnchen-und-Pommes-Geschmack.

Aber er hört nicht auf sie.

»Hey. Der spielt uns doch nur was vor. Stimmt's, Dumpfkarotte?«

Schicksalsergeben schüttle ich den Kopf. Ich weiß genau, was als Nächstes passieren wird. Maze stellt seine Schale ab und rollt die Ärmel hoch. »Pass gut auf, Bren – ich zeig's dir. Jede Wette, wenn ich Dumpfkarotte in die Mangel nehme, plärrt er los. Habe ich recht?«

Nein, ich werde nicht losplärren.

a) Weil ich nicht kann und

b) weil ich heute nicht in der Stimmung dazu bin.

Meine Schüssel wie ein Schutzschild vor der Brust, zwänge ich mich an ihm und den anderen vorbei.

Hinter mir höre ich, wie Maze verächtlich auf den Bo-

den spuckt und lacht. Und obwohl es in diesem Moment genau das Falsche ist, kann ich einfach nicht anders: Ich drehe mich um. Sie stehen da und starren mich an, meine Mitschüler allesamt.

»Hey, du Freak«, sagt Maze und grinst wieder sein teuflisches Grinsen.

Ich rufe mir in Erinnerung, dass ich schon vor langer Zeit aufgehört habe, wie die Sprechenden sein zu wollen. Also schüttle ich den Kopf und tue so, als würde es mir nichts ausmachen. Ich spiele den coolen Typen, drehe mich um und gehe mit meiner Schüssel weg, um in meiner Ecke zu sitzen.

Meine Ecke ist natürlich nicht wirklich *meine* Ecke. Es ist nur ein Teil des Hofes, direkt unter dem stählernen Laufsteg, der zu den einzelnen Klassenzimmern führt, ein Ort, wo Metall und Beton vorherrschen statt Glas und wo man die leeren Formula-Fässer aus der Küche lagert, direkt neben einem Abflussrohr. Ein ruhiger und dunkler Ort, an dem man Zuflucht suchen kann, wenn man keine Lust hat, sich von Idioten mit Gel in den Stachelhaaren anmachen zu lassen. Ich stelle die Schüssel mit der pinkfarbenen fluoreszierenden Pampe ab und drehe eines der Fässer um.

»Facto ist ein Unternehmen von Selwyn Stone«, steht auf dem Boden des Fasses. Sei's drum. Diesen Selwyn Stone hat noch nie jemand zu Gesicht bekommen. Vielleicht gibt es ihn gar nicht. Das lässt sich schwer sagen, wenn der Betreffende immer nur hinter abgedunkelten

Autoscheiben unterwegs ist oder aber, umringt von Heerscharen Fotografen und Leibwächtern, durch die Türen eines Hochhauses verschwindet. Oberster Chef von Facto, jener Mann, der Formula entwickelt hat. Und inzwischen der Chef der ganzen Insel, jener Mann, der all die neuen Regeln aufgestellt hat. Lass die Finger von diesem und jenem, iss dieses und jenes nicht, lebe nicht da oder dort. Im Augenblick sind mir diese blöden Regeln ziemlich egal. Und wie um das zu beweisen, setze ich mich auf diesen dämlichen Namen, nehme die Schüssel und warte.

Es ist nämlich so, dass nicht ich meine tägliche Ration vertilge.

Na ja, ich nehme vielleicht einen kleinen Happen – aber es ist wirklich ein scheußliches Zeug. Nein, ich gebe es jemand anderem. Jemandem, der jeden Moment auftauchen müsste.

Und tatsächlich, im Schatten des Abflussrohrs werden plötzlich suchend zwei Fühler ausgestreckt. Zwei orangefarbene Fühler, die zu einem etwa daumengroßen Insekt gehören. Es hat einen flachen Kopf, viele haarige Beine und ein lautlos kauendes Paar Kiefer.

Ein weiteres Ungeziefer. Ein Kakerlak.

Zwei Fühler tasten in der Luft, prüfen die Umgebung, ehe der Kakerlak vorsichtig hinaus ins Freie krabbelt, sodass man nun seine zwei großen weißen Streifen auf dem Rücken sehen kann.

Ich lächle ihn an. Nicht dass er jemals zurücklächeln könnte, er ist ja ein Kakerlak. Aber er kommt immer wie-

der gern und nascht an meinem Formula, daher scheuche ich ihn nicht weg. Und als Gesellschaft ist er ganz okay. Er kommt nicht auf die Idee, mir einen Schlag gegen das Bein zu versetzen und zu fragen: »Wenn ich dir ans Schienbein trete, schreist du dann endlich?« (Auch hier lautet die Antwort: Nein.) Er dreht mir nicht die Arme auf den Rücken, damit die anderen mich zu Tode kitzeln und fragen: »Was denn, lachen kannst du auch nicht?« (Nein.) Und er johlt nicht und deutet auch garantiert niemals auf mich, wenn ich mich verzweifelt abmühe, ein Wort hervorzubringen.

Er hört mir einfach nur zu.

Ich tröpfe ein bisschen Formula auf meinen Löffel, und nachdem ich mich vergewissert habe, dass keiner mich beobachtet, lege ich den Löffel direkt neben meine Füße. Das Insekt kommt herangehuscht und fängt an zu schlecken.

Niemand weiß, warum Kakerlaken immun gegen die Rote Pest sind. Pa war allerdings nicht sonderlich überrascht, dass sie das Virus überlebt haben – seinen Worten zufolge könnte man sogar eine Atombombe zünden, und Kakerlaken wären die Einzigen, die die Explosion überleben.

So ist das, wenn man einen Wissenschaftler als Vater hat. Man braucht weder Schule noch Prüfungen, weil man die gesamte Freizeit damit verbringt, ihm im Labor zur Hand zu gehen, bis einem der Kopf schwirrt von lauter nutzlosem Faktenwissen.

Die Rote Pest ist allerdings keine Atombombe, sondern eine Krankheit. Meiner Meinung nach ist sie viel schlimmer als jede Bombe. »Sie ist wie Tiergrippe«, hat Pa mir erklärt. Eine Grippe, die Körper und Verstand der Tiere zersetzt und die dazu führt, dass die Tiere kurz vor ihrem Tod rot glühende Augen bekommen, so als würden sie von innen heraus verbrennen.

Pa vermutete anfangs, dass die Krankheit auf einem Bauernhof ihren Ausgang genommen hatte, aber letztlich fand man nie heraus, woher sie eigentlich kam. Und da sich das Virus so rasend schnell ausbreitete, war es eigentlich auch egal. Nicht nur die Nutztiere, die uns als Nahrung dienten, waren davon betroffen, sondern alle lebenden Kreaturen – Wildtiere, Haustiere, Zootiere –, und zwar weltweit. Die Seuche wütete so lange, bis es in den Wäldern nur noch Kadaver gab, Vögel vom Himmel fielen und die Fische in endlos langen Reihen auf der Wasseroberfläche trieben.

Bis schließlich alle Tiere der Welt vernichtet waren.

Alle bis auf die nutzlosen. Diejenigen, die man nicht essen kann und die weder Feldfrüchte bestäuben noch Schädlinge vernichten. Weil sie nämlich selbst Schädlinge sind. Ungeziefer. Wie zum Beispiel dieser übel riechende Kakerlak, der aus meinem Löffel Formula schlürft. Auch wenn die Schädlinge das Virus gar nicht kriegen, soll man sie trotzdem nicht anfassen. Weil die Menschen sich anstecken könnten. Deshalb hat Facto die ländlichen Gebiete zur Quarantäne-Zone erklärt und

alle Leute gezwungen, in die Städte zu ziehen, weil man dort besser für ihre Sicherheit sorgen könne. Und aus demselben Grund leben wir hier unter einem kieloben liegenden Glaskreuzer.

Mir ist dieses Sicherheitszeug egal, ich bücke mich, strecke den Arm aus und lasse das Ungeziefer auf meine Hand krabbeln.

Ich halte es auf Augenhöhe vor mich und betrachte es genauer.

Der kleine Bursche ist ein stattliches Exemplar, das größte, das ich je gesehen habe. Die anderen Kinder würden vor Schreck ausflippen, aber ich nicht. Ich lasse den Blick über meine schattig feuchte, menschenleere Ecke schweifen, hin zur gegenüberliegenden Seite des Hofes, wo die anderen Schüler lachen und beim Essen herumalbern, und ich denke, dass Maze es wohl ziemlich genau getroffen hat, als er mich Freak nannte.

Denn er hat recht. Genau das bin ich. Ich habe es mir nicht ausgesucht, ich habe es mir nicht gewünscht, aber genau das bin ich – ein Freak, stumm und Ungeziefer als einzige Freunde.

Von der Klimaanlage kommt ein kalter Windstoß, der mich frösteln lässt, und plötzlich fühle ich mich sehr allein. So allein, wie ich mich schon lange nicht mehr gefühlt habe. Es ist, als wäre ich nicht mehr auf dem Hof, sondern würde im Weltall treiben, als wäre ich irgendwo dort oben verloren gegangen. Es klingt total verrückt, aber manchmal genieße ich diese Stimmung sogar. Dann

rufe ich mir absichtlich all die traurigen Ereignisse in Erinnerung – wie zuerst die Tiere verschwunden sind und dann Ma und dass ich von Pa wegmusste und jetzt ganz auf mich allein gestellt bin. Ich stelle mir vor, das alles würde einem Plan folgen, mit dem Ziel, mein Leben so erbärmlich wie möglich werden zu lassen. Dann breitet sich ein warmes drückendes Gefühl in meiner Brust aus, steigt nach oben und drängt in meine Augenwinkel: Ich hasse es, ich hasse alles, sogar mich selbst, weil ich so fühle, wie ich fühle, und ich bin kurz davor, loszuheulen, als ...

Als ich es höre. Ein Geräusch.

Das seltsamste Geräusch, das ich je gehört habe, klar und deutlich und zugleich dumpf und knisternd, wie bei einem dieser Radioapparate in alten Filmen. Ein Geräusch, aus dem sich nach und nach ein Wort heraushören lässt.

Hilfe!

Nur dieses eine Wort, mehr nicht.

Hilfe!

Niemand ist in der Nähe. Die Aufseher sind alle drinnen und dösen vermutlich vor sich hin. Drüben an der Theke hat die Breite Brenda Tony in den Schwitzkasten genommen und versucht gerade, seine Ration Formula zu stibitzen, beide sind viel zu weit weg. Und dann ertönt die Stimme erneut, diesmal sind es zwei Worte, so leise, dass ich sie kaum verstehe.

Kester! Hilfe!

Wer auch immer da spricht, er hat eine sehr tiefe Stimme. Es ist keine Kinderstimme und auch nicht die Stimme eines erwachsenen Mannes. Sie ist rau und klingt wie ein Steinbrocken, der über ein Metallrohr schleift.

Bitte. Du musst helfen.

Keine menschliche Stimme hört sich so an.

Da endlich dämmert es mir, wessen Stimme es ist. Bei dem Gedanken verknotet sich mein Magen. Es ist die einzig denkbare Antwort und zugleich ist sie völlig undenkbar. Die kleinen Fühler scheinen mir zuzuwinken, als er mich ansieht ...

Der Kakerlak.

Nein – ich bilde mir das nur ein. Wir sind hier nicht in einem Zeichentrickfilm. Der Kakerlak hat weder hervorquellende Augen noch einen Hut auf dem Kopf und er singt auch kein Lied. Und ich bezweifle sehr, dass er mir einen Wunsch erfüllen wird. Er ist nur ein Insekt auf meiner Hand, sonst nichts.

Und doch kann ich ihn hören. Er versucht, mit mir zu sprechen.

Der kleine Kerl zuckt ungeduldig mit den Fühlern – als sich plötzlich ein Schatten auf uns beide legt. Es ist der Schatten des Aufsehers, der sich vor mir aufbaut, mich am Kragen packt und hochzieht, während das Insekt auf den Boden kullert und blitzschnell im Abfluss verschwindet. Es sieht mich noch einmal kurz an, dann huscht es ohne ein weiteres Wort in das Loch.

Was mir in dem Moment durch den Kopf geht? Kakerlaken können nicht sprechen. Ich kann nicht sprechen. Alles ist so, wie es war.

Da sagt der Aufseher die Worte, die keiner in Mentorium gerne hört: »Der Doktor will dich sehen.«





Kapitel 3

Es gibt Orte, da kann man nicht einfach hingehen, ohne vorher um Erlaubnis gefragt zu haben.

Diese Arztzimmer sind anders als die restlichen Räume. Sie haben keine Glaswände, durch die man das Meer sehen kann. Sie sind unterirdisch, und man muss zuerst im Fahrstuhl einen speziellen Code eingeben, um dorthin zu gelangen. Vom Fahrstuhl aus führt der Weg wie in einem Krankenhaus einen langen weißen Gang entlang. Zu beiden Seiten befinden sich Räume und überall stinkt es nach Toilettenreiniger.

Der Raum, in den man mich bringt, ist kahl, blitzsauber und fast leer bis auf einen Schreibtisch, vor dem ein Plastikstuhl steht, und ein Waschbecken in der Ecke. Hinter dem Tisch hängt ein Bild von Selwyn Stone an der Wand.

Ein Bild, das ich schon viele Male angestarrt habe. Sein Gesicht ist grau und kantig wie die Klippen drau-

ßen, und seinen Augen scheint nichts verborgen zu bleiben, sie sehen direkt in mich hinein.

Ich blicke weg.

Das, was einem als Erstes in den Arztzimmern auffällt, nachdem die Lifttüren sich mit einem Piepston wieder geschlossen und die Aufseher die Lichter hinter sich ausgemacht haben, ist die fast völlige Stille. Weder Geschrei noch Rufen dringt vom Hof herein, nur hin und wieder hört man das *Quietsch-Quietsch* von Gummisohlen draußen im Korridor.

Natürlich weiß ich, dass ich ganz allein auf einem Plastikstuhl vor einem Schreibtisch sitze, aber in der Stille hört man eben manchmal Sachen. Das Geräusch von etwas, das sich an der Decke bewegt, oder ein Luftzug, der womöglich ein Atemzug sein könnte. Plötzlich sehe ich aus dem Augenwinkel einen Schatten über den Fußboden huschen – einen Schatten mit acht Beinen. Schon wieder ein Ungeziefer.

Eine haarige schwarze Spinne flitzt über den Boden.

Ich hasse Spinnen. Wie sie ausgerechnet in den sterils-ten Raum des ganzen Gebäudes kommen konnte, ist mir schleierhaft. Ich rühre mich nicht vom Fleck, zähle bis zehn und hoffe, dass sie nicht bis zu mir krabbelt. Wenn ich hier endlich raus bin, werde ich Pa von den Arztzimmern erzählen. Dass man die Leute allein dort sitzen lässt, im Dunkeln, stundenlang, nur um sie zu schikanieren. Denn man kann ja wohl schlecht zugeben, dass man sich in der Dunkelheit fürchtet, das tun nur Memmen,

aber genau das bin ich. Wenn Pa Bescheid wüsste, würde er es nie zulassen, da bin ich mir sicher.

Es goss in Strömen in jener Nacht, der Regen klatschte heftig gegen die Fenster. Es war schon spät, aber nicht völlig dunkel, weil der Mond schien. Ein merkwürdiges Geräusch im Erdgeschoss ließ mich aus dem Schlaf schrecken. Ich weiß noch genau, welche seltsamen Verrenkungen die Kuschtiere auf dem Regal zu machen schienen, weil der peitschende Regen von draußen Schatten auf sie warf, bis ich das Licht anmachte, um die Dunkelheit zu verjagen.

Die unordentlich in einem Haufen auf dem Fußboden liegenden Kleider, die Spielsachen im Regal – für einen Moment sah alles in meinem Zimmer völlig normal aus.

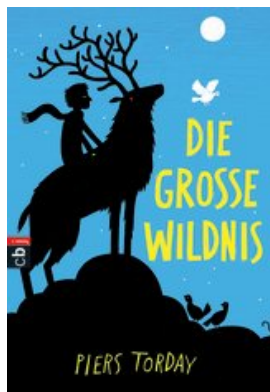
Aber dann hörte ich, wie unten die Tür aufflog.

Ich stieg aus meinem Bett, um Pa zu holen. Am Treppenabsatz war es stockdunkel, deshalb fand ich den Lichtschalter nicht sofort. Wieder knallte die Tür gegen die Wand. Ich wollte nach Pa rufen, aber ich konnte nicht. Ich würde in sein Zimmer gehen müssen, um ihn wach zu rütteln.

Vielleicht hat er die Tür nicht richtig zugemacht, schoss es mir durch den Kopf. Als ich die Treppe hinunterging, war ich besonders leise – um ihn nun doch nicht aufzuwecken.

Etwa auf der Hälfte der Treppe hörte ich ein Flüstern. Ein Windstoß brachte es mit ins Haus, er blies mir ins Gesicht und meine Wangen wurden kalt.

Kein Zweifel, die Tür stand offen. Am Fuß der Treppe angelangt, schlich ich hin, um sie zu schließen.



Piers Torday

Die Große Wildnis

Band 1

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-570-22526-4

cbj

Erscheinungstermin: März 2015

Zauberhaft, herzerreißend und wunderbar humorvoll

In einer Welt, in der keine Tiere mehr existieren, kommt sich auch der 12-jährige Kester manchmal vor wie der Letzte seiner Art. Zumindest in dem Mentorium für Problemkinder, in dem er lebt und wo alle so tun, als sei mit ihm etwas nicht in Ordnung. Als er dann auf einen Schwarm sprechender Tauben trifft, denkt Kester, jetzt werde er völlig verrückt. Aber diese Tiere haben ihm etwas mitzuteilen ... Sie befreien Kester und bringen ihn in die Wildnis zu einem Ort, an dem die letzten wilden Tiere verborgen vor der Welt überlebt haben. Ihr weiser Anführer, ein mächtiger Hirsch, bittet Kester um Hilfe, und gemeinsam begeben sie sich auf eine große Reise, begleitet von einem vorwitzigen Wolfsjungen, einer eitlen Katzendiva, einer tanzenden Feldmaus, einer philosophischen weißen Taube und einem eigensinnigen Mädchen namens Polly.

Ein großartiger Abenteuerroman – dramatisch, bildgewaltig und gefühlsgeladen.

 [Der Titel im Katalog](#)